

führung, Stenographie, Maschinenschreiben nach drei Systemen —

„Gut, gut. Wieviel verdienen Sie in Ihrer letzten Stellung?“

„Hundertdreißig Mark monatlich.“

„Wenn Sie wollen, Herr Schefer, können Sie auf meinem Bureau sofort einen Buchhalterposten antreten. Hundertachtzig Mark pro Monat. Es gibt aber viel Arbeit bei mir.“

Die kleine Frau begann heulend zu weinen und während noch der Diurnist eine Art von Erstickungsanfall einzuweilen erfolglos bekämpfte, zugleich abwechselnd eine der beiden pergamentfarbenen Hände in der Gegend des Herzens auf den abgeschabten Hausrock pressend, schlüpfte Johann Wilhelm aus dem Zimmer. Da, wie er sah, mit den Eltern schlechterdings noch nichts anzufangen war, nahm er das älteste Mädchen mit sich auf den Borskur, wo er ihr seine Adresse und ein Goldstück als Aufgeld für den Vater einhändigte.

Er war schon auf dem schmalen, dumpfen Flur der ersten Etage, als es oben lebendig wurde. „Herr Neumann, o Herr Neumann,“ rief die kleine Frau immer wieder in den herzergerissenen Tönen, die das höchste Glück verleibt; dazwischen lärmten und jauchzten die Kinder. Der Diurnist aber fühlte sich schon in seiner Würde als Buchhalter und rief mit einer Stimme, wie man sie ihm so kräftig gar nicht zugetraut haben würde, die Treppen hinunter: „Verlassen Sie sich auf mich, Herr Prinzipal. Ich werde mich im Handumdrehen bei Ihnen einfinden. Im Handumdrehen!“ Dazwischen jubelten und jauchzten die Kinder. Johann Wilhelm aber schritt lächelnd in den sonnenhellen Vormittag.

### III.

Nachdem es seit zwei Tagen unaufhörlich in kleinen, glitzernden Flocken geschneit hatte, erhöhte jetzt, am Abende des zweiten Tages, der stark anschwellende Wind die Temperatur, und sogleich trat heftiges Schneetreiben an die Stelle des leisen Flockenfalls.

Johann Wilhelm sah am Erkerfenster im Unterstock seiner Villa und sah, wie der Schnee Linie um Linie emporwuchs und die menschenleere Straße und die weiten Felder jenseits zu einer gleichförmigen, weißen Deke machte. Wie Silberseiler wogte es vom grauen Winterhimmel zur Erde; Farben verschwanden, Formen und Linien verschwammen; ein verwischener Fleck, schimmerte der Stadtwald durch das dichte Weiß.

Dampf und feierlich drang Glockengeläute von der Stadtseite her durch die dicke, schneegefüllte Luft, bald wie Orgelbransen anschwellend, bald verstummend vor dem Rauschen des Windes. Auf den grauen Schwingen der frühen Dämmerung senkte sich der heilige Abend auf die schweigende Welt.

Weihnachtsglockenklänge! Wo ist ein Herz, das sich ihrem himmlischen Zauber verschließt? Er macht die Verbitterung des Armen, die Verzweiflung des Sünders schwinden, schreckt den Verbrecher von der Tat. Weihnachtsglockenklänge! Sie dringen mit siegender Allgewalt auch durch Kerkermauern, die Trostlosen zu trösten, lösen heiße Tränen aus den trockenen Augen des Unglücklichsten und verheißten Erlösung vom Erdenleid durch das arme Kind im Stalle zu Bethlehem, in dem Gottes Sohn Mensch ward, um die Menschheit zu retten.

Und wieder klangen die ehernen Zungen so stark, daß sie das wilde Lied des Schneesturmes überdünnten und die Spiegelscheiben im Erkerfenster klirren machten. Und das Herz des Millionärs ließ ab von seinem gleichmäßigen Gang und pochte laut in bebenden Schlägen; der einsame Mann presste die Hände vor die Brust, so heftig, daß das Blut unter den Fingernägeln zurücktrat, und weinte laut. Nach einer Weile bezwang er sich, schob den Stuhl zurück und begann unhörbaren Schritts auf dem dichten Teppichbelag des Zimmers hin und her zu gehen. Der Glasofen summte und warf den roten Schein seiner Flämmchen auf die glatten Tische und Schränke, auf die Goldrahmen der Gemälde, in die geschliffenen Spiegel und über die eingepreßten Goldmuster der vornehmen Ledertapete, während die Schneeflocken leise rieselnd und knisternd an den Fenstern niedersanken. Den Eingang zum Wintergarten verdeckte fast gänzlich der schwere, olivgrüne Plüschvorhang; nur durch einen Spalt drang die feuchte, warme Luft des Gewächshauses mit ihrem eigenartigen Aroma, welches Johann Wilhelm stets an die Riviera erinnerte, wo er in den letzten Jahren öfters seinen Winteraufenthalt genommen hatte.

Der helle Streifen des kalten, harten Schneelichts, welches neben dem Plüschvorhang her in den Salon quoll, verblüdete mehr und mehr und wich von Minute zu Minute vor dem roten Licht zurück, das die Kupferleinlage des Ofens ausstrahlte; die Dunkelheit brach mit aller Macht herein.

Johann Wilhelm stand vor dem kleinen Bilde des dornengekrönten Heilandes, welches über dem halbhohen Büchergestell den Fenstern gegenüber seinen

Platz hatte. Er hatte es leßthin für ein kleines Vermögen in Florenz erworben; es war ein echter Salteili. Es schien als ob die tiefen Farben ein magisches Licht in die Dämmerung ausstrahlten. Mit emporgehobenen Händen starrte er in die milden, leidvollsten Züge Christi. „Erbarmen, o Gott, Erbarmen,“ stöhnte er. „Gieb mir den Frieden!“

„Den Frieden, den Frieden,“ murmelte er und ließ sich wieder auf seinen alten Platz nieder. „Kein Glück, Herr, nur Frieden, Frieden!“

Neun Jahre hatten genügt, um Johann Wilhelm zu zeigen, daß die Welt kein Glück geben kann. Kostspielige Reisen, vornehme Gesellschaften, das Schlaraffenleben in Kurorten, die Strapazen der „Saisons“ in Paris und Berlin, alle der Tand, in dem die Lebewelt lebt und stirbt, hatte ihn nicht dauernd zu befriedigen vermocht. Frau Marie hatte ihm nachgegeben und in die Ueberfiedlung nach der Villa eingewilligt; sie hatte sich überhaupt rasch und nur allzu viel an das neue Leben gewöhnt. Aus der schlichten, fast hausbackenen Frau war eine Dame geworden, die in Gesellschaften und Moden den Ton angab, eine eitle, leere, prahlerische Weltkame, die ihm das Leben verbitterte. Aber es war ja seine Schuld! Die armen Kinder litten unter der Veränderung der Verhältnisse, und als der Vater ernstlich mit sich zu Räte ging, wie er das Verderben, das ihnen unzweifelhaft drohte, abwenden könnte, war es für den Sohn schon zu spät gewesen. „Was, ich soll in ein Kloster?“ hatte der Junge höhnisch gefragt. „Das kann doch Dein Ernst nicht sein, Vater! Kein Theater mehr, kein Konzert —“ Und die Mutter hatte auf Seiten des Sohnes gestanden! Freilich hatten sie ihn nicht hindern können, die noch kindliche Thilda in ein holländisches Ursulinerinnenkloster zu bringen. Nachdem er seine Tochter in Sicherheit wußte, bestimmte er sich kaum noch um Frau Marie und seinen Sohn, was diesem nur recht war.

Nunmehr begann ein buntes Treiben in der Neumannschen Villa, bunter noch und toller, als er es am Abende jenes Tages, der ihn zum Millionär gemacht hatte, Frau Marie, ausgemalt hatte. Damals war sie schon beim bloßen Gedanken, sich von der ihr lieb gewordenen Einfachheit trennen zu müssen, in Tränen ausgebrochen. Und nun —

Aber es war ja seine Schuld! Tausendmal hatte er sich diesen Vorwurf gemacht, der ihn an den Rand der Verzweiflung gebracht hatte. Dann kam die qualvolle Zeit, in der er mit seiner ganzen Energie gegen die Bestrebungen seiner Frau und seines Sohnes ankämpfte, gegen den Luxus, gegen die unsinnige Genußsucht, die er einst, das Alles erreicht war, den

Dingen ihren Lauf ließ und sich wieder wie früher mit Leib und Seele dem Geschäft hingab.

Die zweite Million, die dritte ward errungen; mit dem außerordentlichen Erfolg stieg die Begierde noch mehr. Längst schon prüfte Johann Wilhelm nicht mehr die Mittel, die ihn vorwärts brachten; mit dem Bürgermeister, der sein Mitschuldiger geworden war, machte er eine Reihe bedenklicher Geschäfte. Nach außen freilich blieb er stets der rechtschaffene Biederermann, dessen unbeschreibliches Glück alle beneideten.

Wer die Qualen seines Gewissens gekannt hätte! Den ewigen Kampf zwischen Schein und Sein, der sein Herz durchwühlte, die endlos langen Nächte, die ihm höchstens einen kurzen, traumbeschwerten Schlaf brachten! Kein Bettler würde mit ihm getauscht haben.

Und immer noch klangen die Weihnachtsglocken voll und klar ins dunkle Zimmer, als wenn sie dem armen Millionär zurufen wollten: Geh zum Kinde in der Krippe, es wird Dich heilen, folge ihm, und Du wirst den Frieden gewinnen. Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind.

Johann Wilhelm seufzte und erhob sich. Die guten Willens sind! Er war es nicht, konnte es nicht sein, ohne sein Vermögen, seine gesellschaftliche Stellung zu opfern — und hierzu fehlte ihm jetzt die Kraft.

Vor Jahren freilich, da wäre es noch angegangen. Damals noch, als er den Haffelbed und besonders den Diurnisten Schefer glücklich machte. War er damals nicht voller Glück und Frieden gewesen, als er das ärmliche Mietshaus an der Schmiedegasse, gefolgt von innigen Segenswünschen einer beglückten Familie, verließ? Da hatte das reine, heilige Glück neben ihm gestanden und seinen beseligenden Hauch in seine Seele gesenkt. Er aber hatte es nicht beachtet; und dann kam das öde Leben des Genußes und dann — das Leben in Schuld und Sünde!

Die Weihnachtsglocken verstummten.

Vom Flur her ward die Tür geöffnet, goldene Lichtwellen drangen herein, und ein starker, aufdringlicher Beischandstuch verführte dem Spekulant, der gar nicht aufblickte, daß Frau Marie eingetreten war. „Bist Du fertig, Jean?“ Sie sagte nie mehr Johann.

Er hob müde den Kopf. „Wozu denn?“

„Aberne Frage. Sollen wir bei Bürgermeisters zu spät kommen?“

Er hatte die Einladung fast vergessen. „Ich kann noch nicht. Ich bin müde, habe Kopfschmerz.“

„Faule Ausreden. Du kommst jetzt!“

Sein Selbstgefühl bäumte sich auf. „Ich komme nicht. Vielleicht später.“

Frau Marie verlegte sich auf's Bitten. Johann Wilhelm sah erstaunt auf. Sie pflegte sonst nie mehr zu bitten, nachdem sie sich daran gewöhnt hatte zu herrschen. „Giebt es denn einen besonderen Grund?“ fragte er.

„Nein — ja — ich weiß nicht. Also Du kommst, nicht wahr?“

„Jetzt nicht. Ich kann nicht.“

„Aber später? Bitte, bitte!“ Sie war zu ihm getreten und legte die Hand auf seine Schulter. Der Beischandstuch war fast betäubend und machte ihn nervös. „Geh mir. So gegen halb neun bin ich dort.“

„Gewiß?“

„Wenn ich etwas sage —“

„Gut, gut, ich weiß schon. Besten Dank. Adieu!“

Im nächsten Augenblick erklangen schon die Geschirrglödchen des abfahrenden Wagens. Ein Beischandstuch, und es war wieder so ruhig wie früher.

Johann Wilhelm stand auf und schaltete das Licht ein. Ein rascher Blick auf die Pendule, die zwischen den bizarr geformten, venetianischen Gläsern auf dem Kaminsims stand, zeigte ihm, daß er noch zwei volle Stunden Zeit hatte. Erleichtert atmete er auf. Noch zwei Stunden! Er wollte sie auf seine Art benutzen und begab sich nach seinem Zimmer, um Toilette zu machen. Dann schlüpfte er in seinen Pelzrock und verließ das Haus.

Es schneite noch immer, aber der Wind hatte etwas nachgelassen. Kein Mensch belebte die einsame Straße. Unten hielt ein Straßenbahnwagen; auf Johann Wilhelms Ruf wartete der Schaffner, bis Jener zu ihm auf die Plattform stieg. Höflich grüßte er den ihm wohlbekannten Millionär und öffnete ihm die Tür zum Wageninnen. Johann Wilhelm winkte ab. „Lassen Sie es nur, ich bleibe hier draußen.“

„Es ist aber kalt, und der Schnee schlägt einem in's Gesicht.“ Johann Wilhelm sah lächelnd auf den frostzitternden Schaffner, dem der Bart zu einem Eisklumpen gefroren war, und sagte: „Ich friere nicht.“

Der Schaffner entgegnete nichts und wandte sich seiner Kurbel zu. „Er friert also nicht, der Neumann,“ dachte er. „Glaub's schon, in dem Pelzmantel. Und die paar Minuten Fahrzeit —“

„Woran denkt Ihr, guter Freund?“ fragte unvermittelt der Millionär.

Der Schaffner neigte das vor stülte blutrote Ohr dem Frager zu und ließ sich dessen Worte wiederholen, da er sie beim Rollen und Stampfen des Wagens nicht recht verstanden hatte. „Woran ich gedacht habe? Ja nun — was man so denkt —“

„Heraus mit der Sprache. Ihr habt an mich gedacht, nicht?“

Der Schaffner wurde verlegen. „Wenn man so von fünf morgens auf dem Starren steht,“ antwortete er, „daß einem der Schnee nur so um die Nase pfeift und der Bart zu Eis friert, kommen oft kuriose Gedanken.“

„Das will ich gern glauben, Freund,“ gab Johann Wilhelm zurück. „Wann habt Ihr heute Abend Schlaf?“

„Um elf.“

„Und dann?“

„Dann geht's heim.“

„Ins Bett, was?“

„Kein Gedanke, Herr. Muß noch meinem Kleinen den Baum schmücken. Ein Junge, Herr, sag' ich Ihnen, wie Milch und Blut. Und so brav und lieb —“

Johann Wilhelm dachte an seinen Sohn, von dem er noch nicht einmal wußte, ob er zu Weihnachten heimkehren würde. Er studierte in Leipzig die Rechte und jubelte jetzt wohl im Kreise seiner Kommilitonen, ohne an den vereinsamten Vater zu denken.

Marktstraße, Herr. Hier wollten Sie doch aufsteigen?“

„Jawohl. Aber ich wollte Ihnen noch etwas für Ihren Sohn geben. So.“

„So viel, Herr?“ sagte der Schaffner mit bebender Stimme. „Sie haben sich geirrt.“ Ein Goldstück funkelte in der blaugroenen Hand.

„Ist schon recht so,“ entgegnete Johann Wilhelm und verschwand im Gewühl des Weihnachtsmarktes.

Langsam trottete er mit den anderen Leuten durch die hellerleuchteten Budengassen und beschaute fast andächtig den bunten Kram. Der Geruch der Farben an den schwarzgeklebten Holzperdchen, der Duft der Äpfel und mandelgespikten Lebkuchen, das herbe Aroma der schneebedeckten Tannen erinnerte ihn mit Macht an seine eigene Jugendzeit. Ein kleines, armes Bäumchen nur war es gewesen, das am Morgen in seiner Kammer stand, mit wenigen kleinen Anschlitzkerzchen, ohne Glasugeln, ohne Fitter. Aber große Lebkuchen wie diese da hatten an den unteren stärkeren Zweigen gehangen und er hatte abwechselnd von jedem gegessen, bis der Vater in seiner rauhen Art dazwischengefahren war: „Ich laß' aber den Doktor nicht rufen, wenn Du Dir an dem Zeug den Magen verdirbst, Du Vettermann!“ Er hatte gelacht und die Liebe empfunden, die auch in diesen groben Worten lag.

Ein anderer Weihnachtsbaum flammte vor seinem

